

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 81 (2001)
Heft: 12-1

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Urs Bitterli,
geb. 1935: Studium der
Geschichte sowie der
deutschen und franzö-
sischen Literatur in
Zürich und Paris. Zahl-
reiche Arbeiten zur Re-
zeption des Übersee-Bil-
des in der europäischen
Geistesgeschichte,
darunter insbesondere
»Die 'Wilden' und die
'Zivilisierten'« (2. Auflage,
München 1991) und »Die Entdeckung
Amerikas« (4. Auflage,
München 1992). Urs
Bitterli lehrt als Profes-
sor für allgemeine Ge-
schichte der Neuzeit an
der Universität Zürich
mit Schwerpunkten in
Überseegeschichte und
europäischer Geistes-
geschichte.

EUROPÄISCHE GESCHICHTE AUS AMERIKANISCHER SICHT

Zum Werk von Fritz Stern, Peter Gay und Gordon A. Craig

Wenn die Bundesrepublik Deutschland nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs den schwierigen Weg der demokratischen Erneuerung erfolgreich zurücklegen konnte, so verdankte sie dies nicht zuletzt einer Reihe von Historikern, die in den dreissiger Jahren in die USA emigriert waren. Zu diesen zählen Hajo Holborn, Hans Rothfels, Hans Rosenberg, Felix Gilbert, Golo Mann, Peter Gay und Fritz Stern – Persönlichkeiten, welche ihr Schaffen nach 1945 in den Dienst der neueren deutschen Geschichte stellten. Im Unterschied zu den in Deutschland verbliebenen Kollegen, die ihre Karriere nicht selten der Partei verdankten, urteilten die Deutschamerikaner unbefangener und vorurteilsloser, und ihre Darstellungen gewannen im Urteil jüngerer Leser erhöhte Glaubwürdigkeit. Mit ihrem Werk trugen sie dazu bei, den kritischen Umgang mit einer schwierigen Vergangenheit zu ermöglichen und den Weg in die Zukunft zu erleichtern.

Fritz Stern, 1926 als Sohn eines jüdischen Professors der Medizin in Breslau geboren, ist letztes Jahr durch die Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels einem breiten Publikum bekannt geworden. Er verliess Deutschland im Jahre 1938 und war später als Geschichtsprofessor an der Columbia University in New York tätig. Müsste man das Werk dieses Historikers auf einen knappen Nenner bringen, liesse sich sagen, es sei die schwierige Frage der Beziehung von Geist und Macht, die ihn besonders herausgefordert habe. Sterns erstes bedeutendes Werk, »Kulturpessimismus als politische Gefahr« (»The Politics of Cultural Despair«), ist 1963 in deutscher Übersetzung erschienen. Der Verfasser folgt darin dem Leben und Schaffen von drei ehemals berühmten Publizisten, Paul de Lagarde, Julius Langbehn und Arthur Moeller van den Bruck, deren Werk zwischen 1850 und 1930 wesentlich dazu beitrug, in Deutschland ein geistiges Klima zu schaffen, das den Aufstieg des Nationalsozialismus begünstigen sollte. In vielem stimmten die drei Autoren unter-

einander und mit Hitlers Ideologie weitgehend überein: in der Ablehnung des parlamentarischen Systems, im Widerstand gegen den Modernisierungsprozess und in ihrer Beschwörung einer irrationalen, romantisch verklärten Gegenwelt, die von einem mystischen Volkstumsbegriff ausging. Sterns Buch ist noch heute eine der wichtigsten geistesgeschichtlichen Darstellungen der nationalsozialistischen Ursprünge aus westlicher Sicht, ein interessantes Gegenstück zur marxistischen Interpretation, wie sie um dieselbe Zeit mit Georg Lukács' »Zerstörung der Vernunft« vorgelegt wurde.

Geist und Macht

Das umfangreichste von Fritz Sterns Werken trägt den Titel »Gold und Eisen« (»Gold and Iron«) und beschreibt, weit in gesellschaftliche Zusammenhänge ausgreifend, das Verhältnis von Bismarck zu seinem jüdischen Bankier Gerson von Bleichröder. Die Beziehung des Junkers zum Juden bezeichnet eine wichtige Übergangsperiode deutscher Geschichte, in der

die alte, hierarchisch strukturierte Feudalordnung durch den Aufschwung des bürgerlichen Kapitalismus bedroht und schliesslich verdrängt wurde. Wieder geht es um das Verhältnis von Geist und Macht. Bleichröder stellt seine Intelligenz und seinen Ehrgeiz in den Dienst der Macht, bleibt aber als «Hofjude» ein gesellschaftlicher Aussenseiter: «Goldene Ketten», schreibt Stern, «schmiedeten ihn an eiserne Servilität». Das Werk vereinigt wirtschafts- und sozialgeschichtliche Darstellung mit einer Analyse antisemitischer Strömungen; auch liefert Stern eine feine Charakterisierung zweier antipodischer Persönlichkeiten, die ein Zweckbündnis weit mehr verband als Gefühle der Sympathie. Golo Mann hat 1978 «Gold und Eisen» als das Lebenswerk eines hervorragenden Forschers gerühmt, der zugleich auch ein hervorragender Schriftsteller sei, «unter dessen Händen Frage, Gedanke, Anschauung, Darstellung zu einem werden, der kaum je theoretisiert und des Lebens goldenen Baum den Begriffen vorzieht».

Von den weiteren in deutscher Sprache zugänglichen Werken seien noch «Der Traum vom Frieden und die Versuchung der Macht» («Dreams and Delusions») sowie «Das feine Schweigen» genannt. Der Autor des Monumentalwerks «Gold und Eisen» erweist sich hier auch als meisterhafter Essayist. Hervorgehoben seien aus beiden Bänden die Aufsätze, die sich mit

Deutschland
habe, so
Stern, das
«seltenste
aller
historischen
Geschenke
erhalten»,
nämlich
eine «zweite
Chance».

der Haltung führender Wissenschaftler wie *Albert Einstein*, *Paul Ehrlich*, *Fritz Haber* und *Max Planck* gegenüber der nationalsozialistischen Bedrohung befassen, und erwähnt sei der Essay über *Jacob Burckhardt*, der den im Zusammenhang mit diesem Historiker oft geäußerten Antisemitismusverdacht einer subtilen Prüfung unterzieht. Ein Sammelband von Essays, die nur zum Teil übersetzt worden sind, ist in englischer Sprache unter dem Titel «Einstein's German World» greifbar.

Auch zu aktuellen Fragen hat *Fritz Stern* wiederholt Stellung bezogen, so anlässlich der «Goldhagen-Debatte», als er dem jungen amerikanischen Historiker vorwarf, ahistorisch zu denken und den Antisemitismus undifferenziert als Triebkraft besonders der deutschen Geschichte zu begreifen. Verschiedentlich hat der Historiker, der auch als Berater des Botschafters *Richard Holbrooke* in Bonn tätig war, sich zur künftigen Rolle Deutschlands geäußert. Das Land habe, so Stern, das «seltenste aller historischen Geschenke erhalten», nämlich eine «zweite Chance», die es nun mit grosstem Verantwortungsbewusstsein zu nutzen gelte. Insbesondere sei es wichtig, stellt er in seiner Rede zur Verleihung des Friedenspreises fest, die «innere Wiedervereinigung» auch als geistiges Anliegen zu begreifen, das der neuen wirtschaftlichen Vormachtstellung gegen aussen Glaubwürdigkeit verschaffe.

Spektrum menschlicher Aggression

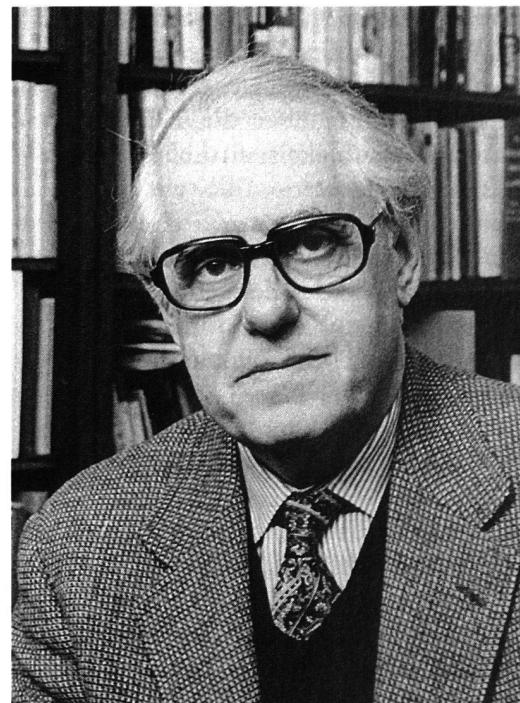
Ein deutsch-amerikanischer Historiker von ganz anderer Prägung, aber verleichbarem Herkommen, ist der um drei Jahre ältere *Peter Gay*. Als *Peter Fröhlich* in Berlin geboren, entstammte *Gay* dem assimilierten Judentum, das sich wenig von den «arischen» Mitbürgern unterschied: Der Vater, ein Geschäftsmann, der im Ersten Weltkrieg ausgezeichnet worden war, interessierte sich für Sport und sammelte Briefmarken, die Mutter versah zuverlässig ihre häuslichen Pflichten, der Sohn zeigte sich so folgsam, wie man dies von ihm erwartete. Ihr Judentum, schreibt *Gay* in seinem kürzlich erschienenen autobiographischen Bericht «Meine deutsche Frage» («My German Question») sei der Familie eigentlich erst bewusst geworden, als die Diskriminierung sie zu Juden mache.



Fritz Stern.
Photo: Don Hogan Charles, The New York Times

Peter Gay hat ein riesiges Werk von fast 3000 Seiten verfasst, das von vielen gelobt und wohl nur von wenigen ganz gelesen worden ist. Es handelt sich um nicht weniger als fünf gewichtige Bände, die im Original den Gesamttitel «The Bourgeois Experience» tragen. Der Autor, welcher stark der Freudschen Psychoanalyse verpflichtet ist, legt eine Mentalitätsgeschichte der westlichen Zivilisation, genauer: des «bürgerlichen Zeitalters» vom Wiener Kongress bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs vor. Mentalitätsgeschichte: Man könnte den in Mode gekommenen Begriff etwa dahingehend umschreiben, dass es hier nicht um soziale Strukturen oder politische Ereignisse, sondern um die Darstellung von bewussten und unbewussten Verhaltsweisen des Menschen geht, in denen das, was die Historiker früher etwas verlegen «Zeitgeist» nannten, in seiner epochenspezifischen Eigenart sichtbar wird. Quellen sind für Gay nicht amtliche Akten, Verträge und Gesetzestexte, sondern private Aufzeichnungen wie Tagebücher und Korrespondenzen, aber auch belletristische Werke, insbesondere die grosse Romanliteratur des bürgerlichen Zeitalters. Breiten Raum weist der Autor, wie er sich ausdrückt, der «bürgerlichen Sexualität und ihrer reifen Form, der Liebe» zu: Die beiden ersten Bände heißen in der deutschen Übersetzung «Die Erziehung der Sinne» («Education of the Senses») und die «Zarte Leidenschaft» («The Tender Passion»). Eng mit dem Eros ist, in Peter Gays wie in Freuds Sicht, der menschliche Aggressionstrieb verknüpft: Unter dem Titel «Kult der Gewalt» («The Cultivation of Hatred») wird denn auch im dritten Band vom breiten Spektrum der menschlichen Aggression gehandelt, von deren nationalstatischen Auswüchsen etwa wie von den individuellen und gesellschaftlichen Zähmungsversuchen. Der vierte Band mit dem Titel «Die Macht des Herzens» («The Naked Heart») ist dem ausgeprägten Bedürfnis der Menschen des 19. Jahrhunderts nach Selbsterforschung und Selbsterkennen gewidmet, in dem der Autor einen Grundzug der bürgerlichen Zeitalters, eine bis fast zur Neurose gesteigerte Leidenschaft sieht. Das Werk schliesst ab mit dem Band «Bürger und Bohème» («Pleasure Wars»), in dem viele der voran-

Peter Gay.
© T. Charles Erickson,
Yale University, New
Haven, Connecticut, USA



Ihr
Judentum,
schreibt Gay,
sei der
Familie
eigentlich
erst bewusst
geworden, als
die Diskrimi-
nierung sie
zu Juden
machte.

gegangenen Einsichten am Beispiel der kulturellen Auseinandersetzung zwischen Tradition und Avantgarde vertieft werden.

Peter Gay ist in einem sehr ausgeprägten Mass das, was jeder Historiker sein muss: ein Sammler. Was er an Quellendokumenten zusammenträgt, wäre in seinem Reichtum und in seiner Vielgestalt vom Leser schwer aufzunehmen, verfügte der Autor nicht über die Gabe engagierter und verständlicher Formulierung. Gays Belesenheit auf dem unermesslich weiten Gebiet europäischer und nordamerikanischer Biographik, Diaristik und Belletristik ist enorm, sein Spürsinn, der ihm erlaubt, auch in der unscheinbarsten menschlichen Aufzeichnung noch einen Beleg für zeittypische Befindlichkeit zu sehen, nähert sich aus einer Forscherleidenschaft, die sich bewusst ist, neue Wege zu gehen. Diese Wege führen in andere Richtung als jene der modernen Sozialhistoriker. Peter Gay geht nicht von Thesen und Theorien aus, sondern vom persönlichen, ja intimen Gehalt menschlicher Zeugnisse, in denen etwas Allgemeines exemplarisch wird. Unüblich ist, dass die Romanliteratur des Realismus, die bei den Sozialhistorikern wenig Beachtung gefunden hat, als Quelle beigezogen wird. Nicht zu Unrecht, wie wir meinen: denn wo findet man anschaulicher und authentischer geschildert, wie im bürgerlichen Salon empfangen, im Herrenzimmer diskutiert und auf Promenaden

eine Liebesbeziehung angeknüpft wird als im Werk *Flauberts, Fontanes oder Thackerares?* Die grossangelegte Darstellung von Peter Gay führt über die Klischees von Autoritätsgläubigkeit, sittlicher Verlogenheit und Bigotterie, die wir gern mit dem «Viktorianischen Zeitalter» verbinden, hinaus und zeigt, wie unsicher selbst in den Augen vieler Zeitgenossen das Fundament war, auf dem Humanität, Stabilität und Fortschritt so unerschütterlich zu ruhen schienen.

Staatsbürgerliche Verantwortung

Der dritte Historiker, dessen Werk hier kurz vorgestellt sei, ist nicht Deutsch-Amerikaner, verfügt aber über eine Kenntnis der deutschen und europäischen Geschichte, die ausserhalb unseres Kontinents einzigartig sein dürfte. *Gordon A. Craig* wurde ein Jahr vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs in Glasgow geboren. Er gelangte 1925 nach den Vereinigten Staaten und schrieb sich an der Universität Princeton zur selben Zeit ein, als *Roosevelt* und *Hitler* damit begannen, die gravierenden Probleme ihrer Länder zu lösen – jeder auf seine Art. Nach Studienaufenthalten in Oxford und Berlin und nach seiner Promotion unterrichtete er an den Universitäten Yale und Princeton und wurde 1961 Professor in Stanford. Als Honorarprofessor hat er an der Freien Universität Berlin gewirkt und Vorträge an vielen deutschen Hochschulen gehalten.

Craigs «Geschichte Europas 1815–1980» («Europe since 1815») ist an der Stanford University entstanden, und man spürt dem Buch – nicht zu seinem Nachteil – an, dass es für Studenten und aus der Distanz geschrieben worden ist: Das eminente didaktische Geschick des Autors ist nicht minder offensichtlich als seine Fähigkeit, Abstand zu wahren und so das Wesentliche deutlicher zu erkennen.

In des Historikers «Deutscher Geschichte von 1866–1945» («Germany 1866–1945»), die 1980 erstmals in deutscher Sprache erschien und seither viele Auflagen erlebt hat, wird die Grundhaltung *Craigs* am besten deutlich: sein Liberalismus, welcher einer philosophisch determinierten Sicht Hegelscher oder Marxscher Prägung entgegentritt und dem geschichtlichen Individuum seinen Handlungs-

Hans Mommsen hat *Craigs* «Deutsche Geschichte 1866–1945» treffend eine «Chronik des mutwilligen oder fahrlässigen Verspielens der deutschen Freiheit» genannt.

Gordon A. Craig.
© Bernd Fischer, Berlin

spielraum und damit eine staatsbürgerliche Verantwortung zuweist. Als pragmatischer Realist erkennt *Craig* durchaus das Gewicht der Rahmenbedingungen, der Sitzwänge und der Kollektivpsychosen gerade in unserer modernen Gesellschaft; aber dies ändert nichts an seiner Überzeugung, dass die in Freiheit gewählte Möglichkeit letztlich die grössten Aussichten hat, dem Menschen in der Geschichte zu dienen. In diesem Sinne hat der Historiker *Hans Mommsen* die «Deutsche Geschichte 1866–1945» treffend eine «Chronik des mutwilligen oder fahrlässigen Verspielens der deutschen Freiheit» genannt.

Zur deutschen Geschichte hat *Gordon A. Craig* auch zahlreiche Essays verfasst; besonders lesenswert sind die Aufsätze, die unter dem Titel «Über die Deutschen» («The Germans») vorgelegt worden sind. Auch mit Schweizer Geschichte hat sich der Historiker befasst, und zwar in seinem in Zürich recherchierten Buch «Geld und Geist» («The Triumph of Liberalism»), in dem der Verfasser vor dem Hintergrund genauer Kenntnis der europäischen Geschichte jene Sternstunde von 1848 so eindrücklich zu würdigen vermag, da unser Land für einmal den internationalen Ereignissen nicht bloss zögernd nachfolgte, sondern ihnen vorauselte. In einem Interview für die «Frankfurter Allgemeine» hat



Craig einmal launig bemerkt, während fünfunddreissig Jahren habe es sein Gewissen belastet, dass er in seinem Werk so wenig auf die Schweiz zu sprechen gekommen sei.

Gordon A. Craig ist auch ein guter Kenner der deutschen Literatur: Er zitiert aus Balladen von Schiller und Uhland, die an unsren Schulen längst nicht mehr gelesen werden; er kennt Schriftsteller wie Freytag und Spielhagen, die heute vielen Germanisten unbekannt sind. Über Fontane hat er mit lockerer Hand ein schmales Buch geschrieben, in das seine eigenen Wanderungen durch die Mark Brandenburg eingegangen sind. In einem weiteren Werk unter dem Titel «Die Politik der Unpolitischen» kommt er auf Schriftsteller wie Schiller, Kleist, Hölderlin und Heine zu sprechen, deren Beziehung zur Macht er untersucht. Freilich ist Craigs These, die Abwendung deutscher Dichter von der Sphäre der Politik in die Innerlichkeit habe zur tragischen Entwicklung des 20. Jahrhunderts beigetragen, keineswegs neu, und eine gewisse journalistische Unbesorgtheit ist nicht zu übersehen. Mag auch sein, dass die didaktische Neigung

Eine kleine Literaturauswahl:

Peter Gay, *Die Zarte Leidenschaft. Liebe im bürgerlichen Zeitalter*, Greidler Taschenbuch, München 2000. Ders., *Meine deutsche Frage. Jugend in Berlin 1933–1939*, Beck'sche Reihe, München 1999. Ders., *Die Macht des Herzens. Das 19. Jahrhundert und die Erforschung des Ich*, C. H. Beck, München 1997.
 Peter Gay, *Kult der Gewalt. Aggression im bürgerlichen Zeitalter*, Siedler Taschenbuch, München 2000. Ders., «Ein gottloser Jude», Fischer Taschenbuch, Frankfurt/M. 1999. Ders., *Freud. Fischer Taschenbuch*, Frankfurt/M. 1995. Ders., *Erziehung der Sinne. Sexualität im bürgerlichen Zeitalter*, btb bei Goldmann, München 2000. Ders., *Bürger und Bohème*, Beck, München 1999. Fritz Stern, *Verspielte Grösse. Essays der deutschen Geschichte*, C. H. Beck, München 1999. Ders., *Gold und Eisen. Bismarck und sein Bankier Bleichröder*, Rowohlt Taschenbuch, Reinbek, 1999. Ders., *Das feine Schweigen. Historische Essays*, C. H. Beck Verlag, München 1995. Ders., *Der Traum vom Frieden und die Versuchung der Macht. Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert*, Siedler Verlag, München 1995. Ders., *Bethmann Hollweg und der Krieg*, Mohr Siebeck, Gütersloh 1968.
 Gordon A. Craig, *Geschichte Europas 1850–1980. Vom Wiener Kongress bis zur Gegenwart*, C. H. Beck, München 1994. Ders., *Deutsche Geschichte 1866–1945. Vom Norddeutschen Bund bis zum Ende des Dritten Reiches*, C. H. Beck, München 1992. Ders., *Das Ende Preussens. Acht Porträts*, C. H. Beck, München 1990. Ders., *Geld und Geist*, C. H. Beck, München 1986.

Craigs etwas penetrant hervtritt, was den Rezessenten der «Historischen Zeitschrift» zur unwilligen Bemerkung veranlasste, dass die Zeiten, «*in denen die besiegten Deutschen der Reeducation bedürftig waren, nun wirklich vorbei sind*». Wie auch immer: Als Mittler zwischen deutscher und amerikanischer Kultur kommt Gordon A. Craig, der auch regelmässig in der Presse, so etwa in der angesehenen «New York Review of Books» deutsche Themen anspricht, eminente Bedeutung zu. Dass amerikanische Historiker wie Fritz Stern, Peter Gay und Gordon A. Craig mit der Übersetzung ihrer Werke eine breite deutschsprachige Leserschaft anzusprechen vermögen, ist ein neuartiges Phänomen. Es mag dies mit der in Deutschland besonders vorangeschrittenen und oft zitierten Amerikanisierung zusammenhängen, sicherlich aber auch damit, dass alle drei Autoren flüssig, verständlich und spannend zu formulieren wissen – eine Begabung, die sich jenseits des Atlantiks noch nicht in dem Grade aus der Geschichtswissenschaft verabschiedet hat wie anderswo. ♦

HINWEIS



Geheime Wünsche

Werner Bucher,
Im Schatten des Campanile. Roman,
 Appenzeller Verlag,
 Herisau 2000.

«Im Schatten des Campanile» ist das Portrait einer Handvoll älterer Menschen in einem Tessiner Dorf. Die meisten von ihnen haben die Niederlagen in ihrer Lebensgeschichte nicht überwunden, leben frustriert und verbittert zwischen Grotto und ihren engen Wohnungen, in denen eine kranke Frau, ein kranker Mann darauf warten, die kleinen, täglichen Scharmützel austragen zu können, die den Verletzungen des Lebens noch die eine oder andere hinzufügen. Wie schon den Pfarrer in «Unruhen», Buchers letztem Roman, schickt der Autor seinen Protago-

nisten Anton Inauen durch einen langen Reifungsprozess, an dessen Ende die Hoffnung aufkeimt, dass der alte Mann doch noch gemeinschaftsfähig wird, weil er sich selbst und den anderen hat begreifbar machen können, dass jeder die Zerstörung seines eigenen Lebens selbst zu verantworten hat. Im Gegensatz zu «Unruhen» versucht es Bucher dieses Mal mit raschen Wechseln der Erzählperspektive, wobei er zwar den inneren Monolog überstrapaziert, jedoch auch in einer unterschwelligen Gegenrede der allgemeinwährtige Wunsch nach Nähe zu Zuneigung durchscheinen lässt.

Michael Wirth



Karin Priester

ist seit 1980 Professorin für politische Soziologie an der Universität Münster. Studium der Romanistik, Geschichte, Philosophie und Politikwissenschaft in Köln, Aix-en-Provence, Berlin und Florenz. Jüngste Buchpublikation: *Rassismus und kulturelle Differenz*, Münster 1997. Derzeitige Arbeitsschwerpunkte: Rassismus in Geschichte und Gegenwart, Rechtsextremismus/ Neue Rechte in Frankreich und Deutschland, Kunst und Kultur im Faschismus – Deutschland und Italien im Vergleich, Soziale Ungleichheit und neue Armut; Frauen und Politik am Beispiel von Evita Perón und Schriftstellerinnen wie Mary Godwin Shelley. Zahlreiche literaturosoziologische bzw. literaturpsychologische Essays u.a. zu Ernst Jünger, Céline, Gobineau/Tocqueville; literarische Darstellungen des Todeserlebens; zum Thema Ehebruch und Arbeitslosigkeit am Beispiel von Effi Briest, Anna Karenina und Emma Bovary, zur Psychologie des Geldes usw.

URWÜCHSIGKEIT UND LEBENSKRAFT

Die Jeans als Hieroglyphe kollektiver Leidenschaft

Honoré de Balzac, häufig in Geldnöten, schrieb 1830 seine kleinen Feuilletons für die Zeitschrift *«La Mode»*, in denen er den Pathologien des sozialen Lebens nachspürte. In einer dieser Abhandlungen philosophierte er über das elegante Leben und stellte den Modiphilen die Elegantologen «aller Länder» zur Seite, eine freundliche Konzession an ausländische Leser. Denn in Wahrheit war allein Paris das unangefochtene Zentrum dieser harmlosesten aller Internationalen. Hier und nur hier wurden die neuesten Formeln der Eleganz ersonnen, und *Balzac* konnte sich der Zustimmung von Modeliebhabern und Eleganzpäpsten gewiss sein, wenn er dekretierte: «*Ein Wesen, das nicht oft nach Paris kommt, wird nie vollkommen elegant sein.*» Freilich, als *Balzac* dies schrieb, sass er, von der zehnten oder elften Tasse Kaffee beflügelt, in einer seiner weiten, hemd- oder tunikaförmigen Umhänge, den *«chemises drôlatiques»*, die seinen Schmerbauch gefällig oder mönchisch, majestatisch oder schlabberig umspielten. Das Adjektiv ist immer nur eine Funktion der Optik. Der Elegantologe, der nächtens über die menschliche Komödie als Jahrmarkt der Eitelkeiten nachsann, entzog sich den Zwängen der Modiphilen, nicht ohne uns zu versichern, der Mensch, der nur die Mode in der Mode sehe, sei ein Dummkopf. Leider lieferte er uns nicht die Betonung mit. Liegt sie auf dem «nur» oder auf der «Mode»?

Als *Balzac* und nach ihm *Baudelaire* noch über das Phänomen des Dandy nachdachten, diesen selbstverliebten Helden in unheroischer Zeit, als Damen noch wie Ritter in Rüstungen verpanzert wurden und das Wort «Hose» nicht einmal über die kokett geschürzten Lippen, geschweige denn an ihren Körper bringen durften, als Hosen noch verschämt «Beinkleider» oder preziös die «Unaussprechlichen» hießen, da bahnte sich fernab von Paris eine Revolution an, die weitaus dauerhafte Früchte tragen sollte als so mancher politische Umsturz.

Sie bescherte uns keine neue Mode, kein flüchtiges und vergängliches Spiel mit

Formen und Farben, keine kurzlebigen, schwer fassbaren Neuheiten, deren Verschleissrhythmus immer hinter dem Verkaufsrhythmus hinterherhinken muss aus psychologischen wie auch kommerziellen Gründen. Dafür bescherte sie uns eine Jahrhunderterrungenschaft, einen Dauerschlager, eine *pièce de résistance*, die sich bisher noch jeder modischen Neuerung widersetzt, den Inbegriff der Standhaftigkeit in einem Meer des fluktuellen Wechsels: die *Blue Jeans*, urwüchsig und lebenskräftig, moderesistent und dauerhaft, ewig jugendlich und immer authentisch.

Die Stunde der Praktiker

Nehmen wir einmal an, es stimme, was *Baudrillard* über die Mode sagt, auch wenn postmoderne Beliebigkeit bisweilen auf die Überzeugungskraft seiner Formulierungen durchschlägt. Von der Mode sagt er, sie sei mehr, als eine unterscheidende Soziologie dazu sagen könne, nämlich eine *«kollektive Leidenschaft»*. Zwar ist nicht ausgemacht, dass die Soziologie vor kollektiven Leidenschaften sprachlos werden müsse, aber die kollektive, globale und inzwischen auch geschlechtsübergreifende Passion für die Jeans ist doch evident. Dabei war sie ursprünglich keineswegs ein Kind der Leidenschaft, keine Marotte einer Königin-Maitresse, keine spielerische Laune eines blasierten Dandy, keine ästhetisch ausgeklügelte Erfindung von Modezaren, sondern schlicht ein Kind der Alltagspraxis.

Die Eleganz zog sich zurück in den Faubourg St. Honoré, wo *Marcel Proust* noch den Knopfreihen der Herzogin von Guermantes zu literarischem Nachruhm verhalf. Nun schlug die Stunde der Praktiker und Pragmatiker und warf alle Modetheorien über den Haufen, die bis dahin noch die Mode gesellschaftlich von oben nach unten hatten durchsickern sehen. Das, was der Arbeitsmann immer schon getragen hatte, die kratzigen, handgewebten Stoffe des Mittelalters, die Manchesterhosen des Industriealters, das Drillichzeug, machte Samt und Seide, Musselin und Moiré den

Platz in der Hierarchie streitig. Und auch bei 32 Grad im Schatten sieht man Menschen beiderlei Geschlechts, die nicht auf die eng anliegenden Jeans verzichten mögen, diesen Ausweis der Zugehörigkeit zur modernen Welt.

Dass sie, die Moderne, völlig mit der Mode verschmolzen sei, kann nur der bestätigen, der die wechselnden Schaumkrönchen auf bewegter See mit den darunter liegenden stillen Wassern verwechselt. Denn tiefenstrukturell betrachtet sind die Jeans der beste Beweis, dass sich unter den saisonalen Beliebigkeiten und scheinbar immer neuen Oberflächenreizen ein Kontinuum verbirgt, das nur durch grosse historische Zäsuren unterbrochen wird. Noch zu Beginn des letzten Jahrhunderts, des zwanzigsten, sahen Kulturpessimisten zusammen mit den Veränderungen der Technik und der äusseren Lebensbedingungen ein neues Geschlecht von Menschen heranwachsen, «Menschen, die die Rastlosigkeit und Unstetigkeit ihres inneren Wesens auch in der äusseren Gestaltung ihres Daseins zum Ausdruck zu bringen trachten». (Walter Sombart). Sie konnten nicht ahnen, dass es einen ruhenden Pol gibt, das Symbol des Stetigen und Immergleichen, das nur noch Nuancen der Veränderung zulässt, eben die Jeans.

Artikelnummer 501

Nur wenige Jahre, nachdem *Balzac* über die Feinheiten der Eleganz philosophierte und Karikaturisten sich über die ausladenden Krinolinen mokierten, unter denen man, als Zelt umfunktioniert, wohl einen ganzen Sommer verbringen könne, wurde die Richtung der abendländischen Zivilisation vom Groben zum Feinen, vom Derben zum Raffinierten, vom Informellen zum Förmlichen umgekehrt. Zwanglosigkeit der Kleidung wurde Synonym für Freiheit. Aber die Jeans versprechen beileibe nicht die ziellose Freiheit des *Flaneurs*, der, die Hände tief in die Hosen Taschen vergraben, durch das Grossstadtuniversum schlendert, sondern die zielgerichtete des Cowboys, dessen Hände schon deswegen nicht in den viel zu engen Jeans Taschen ruhen, weil sie tatkräftig agieren müssen, immer im Einsatz sozusagen als Reiter, Lassowerfer oder Lagerfeuerromantiker. So wie schon während der Franzö-

Die Jeans sind der beste Beweis, dass sich unter den saisonalen Beliebigkeiten und scheinbar immer neuen Oberflächenreizen ein Kontinuum verbirgt, das nur durch grosse historische Zäsuren unterbrochen wird.

sischen Revolution das Leinen über die Seide siegte, so triumphierten abermals Denim und Körper über Tüll und Taft.

Im Jahre 1847 kam ein Kaufmannssohn aus Bayern nach Amerika, beflügelt vom amerikanischen Traum, vielleicht auch getrieben vom wachsenden Antisemitismus in Deutschland, und wurde Kurzwarenhändler in San Francisco. Bald schon zeigte sich, dass der Handel mit Nähutensilien und derbem Segeltuch besser florierte als der mit Töpfen und Pfannen, und der Kaufmann *Levi Strauss* aus dem fernen Bavaria tat sich mit dem Schneider *Jacob Davies* zusammen, der das robuste Segeltuch zu noch robusteren Hosen verarbeitete, blau wie das Meer in der Bucht von San Francisco, blau wie der Werkmann des *blue-collar-workers*. Denn die Farbe war billig, und *Levi Strauss* konnte rechnen. Die Gesässtaschen wurden mit Kupfernieten befestigt, was schneller zu bewerkstelligen war als das mühsame Eindringen zerbrechlicher Nähnadeln in dicke Segeltuchschichten. 1873 liess *Levi Strauss* sich die Hose patentieren und produzierte fortan für einen ständig wachsenden Kundenkreis von Arbeitern schwere blaue Denimhosen mit der Artikelnummer 501. Denn *Serge de Nîmes* war nicht der Name eines südfranzösischen Adeligen, sondern bezeichnete ein schweres, eben in Nîmes hergestelltes Gewebe. Dieses Denim konkurrierte mit einem nicht minder festen Baumwollstoff, der ursprünglich aus Genua stammte. Das italienische Genua mutierte zum französischen Gênes und wurde bald schon in amerikanischer Aussprache zu «*Jeans*» verballhornt. Und fortan trugen die amerikanische Jane und der französische Jean, dazu Jim und John, Hänsel und Gretel, sie alle und noch etliche Millionen andere diese Erfindung aus Amerika mit der kaum noch erkennbaren Herkunft aus mediterraner Textilproduktion.

Lendendenken

Seit jenen Tagen des Goldgräberrausches in San Francisco, als derb und haltbar, unverwüstlich und strapazierfähig Synonyme für Jeans wurden, werden sie weiter genäht und getragen, gekauft und geliebt, gesucht und begehrte, mit Vorliebe in der klassischen Form der *Levi's 501*. Der Archetyp

hatte indessen noch einige Konstruktionsfehler, denn man hatte nicht an die Cowboys gedacht, die nachts am Feuer sassen und schmerhaft spürten, wie die Nieten im Hosenschritt heiss wurden. Das beim Tragen von Jeans sich unfehlbar einstellende «Lendendenken» (*Umberto Eco*) wurde nicht von innerer Glut erwärmt, sondern von äusserer in Schranken gehalten. Zudem schrammten die rückwärtigen Nieten Stühle und Pferdesättel, und kleine Änderungen am Grundmodell mussten vorgenommen werden.

Aber der Siegeszug war unaufhaltsam. Widerstand, wenn auch vergeblich, leisteten noch bis in die frühen sechziger Jahre konservative Studienräte diesseits und kommunistische Funktionäre jenseits der Mauer. Was jenen Inbegriff vulgärer Arbeiterkultur oder amerikanischer Überfremdung war, hätte diese, schon aus ideo-logischer Affinität, eigentlich begeistern müssen. Aber der etablierte Kommunismus sah nur das Herkunftszeichen «*Made in USA*» und damit den Zangengriff des Kapitals, das der siegreichen Arbeiterklasse den Aufstieg ins faltengebügelte Kleinbürgertum zu versperren suchte. Es war schon eine besonders listenreiche List der Geschichte, in der es nicht immer so vernünftig wie bei Hegel zugeht, dass ausgerechnet der «dekadente» Westen aus dem «*Notwendigkeitsgeschmack*» (*Pierre Bourdieu*) der *working class* schöpfte, während man im siegreichen Realsozialismus dem zum Untergang verurteilten Kleinbürgertum nacheiferte. An den Hosen sollt Ihr sie erkennen, die Aufrührer und Systemgegner, die Provokateure und verkappten Klassenfeinde. Nein, eben nicht «verkappt», diese Sprache hatte ausgedient. Das Zentrum der vestimentären Symbolsprache war längst vom Kopf unter die Gürtellinie gerutscht. Schon die katholische Kirche pflegte zuerst jene Priester zu exkommunizieren, die die Kniebundhose des *ancien régime*, die *culotte*, anzogen und wenig später dann die, die sich zu den langbeinigen *pantalons* der Revolutionäre von 1789 bekannten. Denn Hosen sind nicht nur Hosen, sondern in der Semantik symbolischer Interaktion Hieroglyphen einer Lebens-einstellung und Weltanschauung.

Mögen die Jeans zunächst auch eine Mode gewesen sein, propagiert von Kinoidolen wie *James Dean* oder *Marilyn Mon-*

Man hatte nicht an die Cowboys gedacht, die nachts am Feuer sassen und schmerhaft spürten, wie die Nieten im Hosenschritt heiss wurden.

Dass man als Dame der gehobenen Kreise in Jeans und Abendkleid gleicher-massen zu repräsentieren verstehe, gehört inzwischen zu den abgegriffensten Stereotypen von Kontaktanzeigen.

roe, so sind sie es inzwischen längst nicht mehr. Denn sie entziehen sich dem Geist des schnellebigen Modewandels mit der ganzen Unverwüstlichkeit ihrer sperrigen Materie. Als der damals noch leidlich schlanke *Marlon Brando* 1952 in dem Film «*Endstation Sehnsucht*» zu den Jeans auch noch das T-Shirt trug, unter dem sich die prallen Muskeln so sexy abzeichneten, war der *Dress-Code* einer ganzen Ära gefunden. Als schliesslich *Marilyn Monroe* zeigte, dass man sich in hautengen Röhrenjeans ebenso vorteilhaft bewegen kann wie in vom Wind gebauschten Abendkleidern, da war das *Cross-Over* geboren. Dass man nicht nur als Frau schlechthin, sondern gerade auch als Dame der gehobenen Kreise in Jeans und Abendkleid gleichermassen zu repräsentieren verstehe, gehört inzwischen zu den abgegriffensten Stereotypen von Kontaktanzeigen, die bei entsprechend konservativer Klientel und Publizistik noch als «*Heiratsannoncen*» fungieren.

Einer der Klassiker der Soziologie, *Georg Simmel*, attestierte der Mode einen dualen Charakter. Sie befriedige zwei psychologische Grundbedürfnisse, das nach Absonderung und Unterscheidung und das nach Egalisierung und Nachahmung. «*Die Mode ist eine besondere unter jenen Lebensformen, durch die man einen Kompromiss zwischen der Tendenz nach sozialer Egalisierung und der nach individuellen Unterschiedsreizen herzustellen suchte.*» Diese Feststellung kann man unbesehen auch ins Präsens transponieren, denn sie gilt noch immer, und kaum ein anderes Kleidungsstück als die Jeans bietet sich so zwanglos an für diesen Spagat zwischen Konformismus und Antikonformismus.

Hauteng und mit «*Hochwasser*» wurden sie in den fünfziger Jahren getragen. In Soldatenspids und auf Kalenderblättern, in Tankstellen und Kinoaußenhängen sah man die Bilder der Glamour Girls, in «aufreizend» enge Jeans gezwängt, die sie mit hochhackigen Schuhen und vorn verknoteter Bluse kombinierten. Die Hippie-Mode brachte in den sechziger und siebziger Jahren grelle Farben und verspielte Details. Bunt bemalt, mit Blumen-, Herzen- oder Friedensstickern benäht, mit andersfarbigen Stoffresten zu einem Patchwork verarbeitet, konnte man Individualität und Gruppenzwang in immer neuen Kombinationen durchspielen.

Was einst als konformistische Kleidung kalifornischer Goldsucher begann, wurde in der zweiten Nachkriegszeit zum Ausweis des Antikonformismus. Als Anwalt eines neuen Lebensgefühls gab man sich in Jeans rebellisch, provokant, unkonventionell und so ganz anders als die Eltern. Die Mütter, gerade erst den Zwängen von Trümmerfrauen oder Schwarzmarkthändlern entronnen, hatten den damenhaften *New Look* entdeckt mit seinen weiblichen Linien, den weit schwingenden Röcken und schmalen Taillen; die Väter trugen «Arbeitgeberhüte» und blickten besorgt auf den Anflug von Protest, der sich in der Jugend artikulierte.

Männliche Standards

Aber längst ist dieses ehemals so zwanglose und antikonformistische Kleidungsstück zu einer Allerweltsuniform geworden, zu einer epo- chalen Grundausstattung. Die Mode geht nicht über die Jeans hinweg, sondern sie selbst gehen mit der Mode. Sie sind die unwan- delbare Essenz, die nur noch kleine Akziden- tien toleriert, ob klas- sisch als *Levi's 501* oder als Schlabberjeans, ob mit Schlag oder ohne, kombiniert mit teuren Markenturnschu- hen, Lurex- oder Ringelsöckchen oder mit Hemd, Sakko und Krawatte. Stonewashed oder zerlöchert, hell- oder dunkelblau ist nicht mehr eine Frage der Weltanschau- ung, sondern der Gruppenidentität. Der Antikonformismus liegt im Detail, die Differenz ist nur noch in Spurenelementen für Eingeweihte erkennbar. Farbnuancen,



James Dean und seine Jeans: Aufgehen in der Uniform des 20. Jahrhunderts. © James Dean Foundation.

Unlängst erschien: Wolfram Knorr, *Monster, Movies, Macht und Massen. Amerikanische Kultur: 200 Jahre Last und Lust*, Haffmanns Verlag, Zürich 2000.

ein etwas anderer Schnitt, eine winzige stilistische Verspätung – und schon ist man enttarnt und dem Spott preisgegeben. Man trägt die Uniform der Jeans, man beugt sich dem Zwang zum Konformismus, aber man signalisiert doch die eigene Wahl, auch wenn man keine hat. Georg Christoph Lichtenberg beobachtete schon im 18. Jahrhundert: «Eine

Livree und Uniform können noch so freudig sein, sobald aber jemand an seinem eigenen Leib die Sachen aus eigener Wahl trägt, so ist das Kleid nicht mehr Decke, sondern Hieroglyphe.»

Ein Wort noch zur Modelage der Frau, nicht als *Coda*, sondern als *Code*. Brachten die Jeans ihr die ersehnte Befreiung von Rock und unsichtbaren Korsetts oder zwangen sie sie nicht gleich in zwei neue Korsetts, das der Anpas-

sung an männliche Standards und das der Anpassung und Jugend- und Schlankheitsideale? Das wahrhaft salomonische Urteil in diesem Jahrhundertstreit wäre zweifellos der androgyne Einheitslook im Hosenrock. Aber noch leben die Jeans und erfreuen sich bester Gesundheit. Und Frauen werden auch im neuen Jahrhundert weiterhin die Strapaze dieser strapazierfähigen Uniform auf sich nehmen. ♦

Pia Reinacher,
Studium der Germanistik. Romanistik und Kunstgeschichte an der Universität Zürich. 1987 Dissertation bei Prof. Peter von Matt: «Die Sprache der Kleider im literarischen Text. Untersuchungen zu Gottfried Keller und Robert Walser». Von 1992–2000 Literaturchefin beim *Tages-Anzeiger*. Zahlreiche Publikationen zur deutschsprachigen Literatur, u.a. Schwerpunkt Schweizer Literatur. Ab 2000 Studienleiterin für den Lehrgang Kommunikation an der Hochschule für Wirtschaft, Luzern. Daneben freie Kritikerin für die Frankfurter Allgemeine Zeitung und DeutschlandRadio. Mitglied zahlreicher Kulturkommissionen und Literaturjurys.

UNGEBÄNDIGTE NEUGIERDE

Peter Weiss' nachgelassener Roman «Die Situation»

Dies ist ein exzentrischer Roman. Ein emotionsbesessener Künstlerroman. Ein obsessives, ausschweifendes und auch ein wenig hochtrabendes Stück Literatur. Ist es aber auch gelungen, dieses Buch von Peter Weiss mit dem nüchternen Titel «Die Situation», das der Schriftsteller im Herbst 1956 im schwedischen Exil geschrieben hat, von den grossen schwedischen Verlagen sogleich abgelehnt wurde und daraufhin sang- und klanglos verschwunden ist? Ist es eine Entdeckung, wie das der Suhrkamp Verlag meint, der das Treibgut aus den fünfziger Jahren aufgefischt und in einer deutschen Übersetzung in sein Festprogramm zum Jubiläum des Verlages aufgenommen hat? Oder ist es ein Manuskript, das ganz zu Recht vergessen wurde?

«Die Situation» von Peter Weiss – man ist in diesem Punkt schon mit sich im reinen, bevor man die Hälfte gelesen hat – ist ein misslungenes Stück Literatur und wohl damals nicht ohne Grund abgewiesen worden. Zu uferlos und überspannt angelegt. Zu radikal um die eigene Achse drehend und also dem Leser spröde sich verschliessend. Zu artig das Alphabet der Moderne buchstabierend; die Zersplitterung des Erzählablaufs feiernd; die unvermittelte, kaum nachvollziehbare Aufspaltung der Perspektive zelebrierend; zu süchtig sich immer wieder neuen Figuren zuwendend, so lange, bis die Übersicht verloren ist und damit auch das Leserinteresse im diffusen Stimmengewirr erstickt.

Reizlos ist das Fundstück aus dem Nachlass deswegen noch lange nicht. Aber es ist vor allem interessant als Dokument, das fast fünfzig Jahre später einen Einblick in die frühen Schaffensperioden des Autors vermittelt. Und es ist aufschlussreich für Forscher, die überprüfen wollen, auf welchem Untergrund die 1960 bis 1962 kurz nacheinander erschienenen Arbeiten «Der Schatten des Körpers des Kutschers», «Abschied von den Eltern» und «Fluchtpunkt» entstanden sind.

Peter Weiss ist mit ihnen bekannt geworden. Nicht ohne Faszination kann man jetzt nachprüfen, welch geheimer Bogen sich von der «Situation» über die ebenfalls autobiographisch eingefärbten Texte «Abschied von den Eltern» und «Fluchtpunkt» bis hin zum 1975 erschienenen gigantischen

Kraftakt, dem dreibändigen Hauptwerk «Ästhetik des Widerstandes» spannt, dieser Wunschbiographie, diesem imaginier-tem Entwurf des eigenen Lebens und der Darstellung der Geschichte deutscher und europäischer Arbeiterbewegungen und ihres Widerstands gegen den Faschismus.

Was alle diese Texte verbindet, ist ein Spiel mit dem autobiographischen Material. In der «Situation» findet man Mikrospuren des Autors in mehreren Figuren wieder. Es ist, wie wenn er mit vielen Masken, mit immer wieder neuen Abspaltungen des Ichs ein Verkleidungsspiel in eigener Sache inszenieren wollte. Es gibt aber auch ganz praktische, handfeste Anhaltpunkte, dass dieses Werk von den Erfahrungen des Autors imprägniert ist: Das Buch stammt aus einer Epoche, in der Weiss Versuche als Experimentalfilmer machte; dies und seine Neigung zur Male-ri haben sich in der Montagetechnik des Romans niedergeschlagen.

Einmal thematisiert eines der «Ichs» den Zusammenhang zwischen Filmen und der Kriegserfahrung – monologisch mäandernd. Das Ich offenbart damit gleichzeitig das literarische Konzept: «Ich sagte, dass wir während der vierziger Jahre offen waren. Worin bestand diese Offenheit? Ich hatte begonnen zu schreiben, Regie zu führen, zu filmen. Meine Arbeit war hektisch, aufgewühlt. Ich arbeitete mit einer flimmernden, dissonanten Bildsprache. Ich lebte mich ein in die Welt der Konzentrationslager, der Bombardierungen, des Untergangs und der Flucht; aber war nicht alles wie durch ein

umgedrehtes Fernglas gesehen? Gab es nicht überall den weiten Abstand, die kühle Unberührtheit?»

Im Zentrum des Romans «Die Situation» steht eine Clique von Künstlern und Intellektuellen, die sich im Jahre 1956 in Stockholm zusammenfinden. Sie werden über die Spanne eines Tages und zweier Nächte beobachtet. Eine der Hauptfiguren ist der Maler Leo, der sich obsessiv

Peter Weiss.
Photo: Renate von
Mangoldt, Berlin



seiner Kunst hingibt. Er lebt mit seiner verblühenden Frau Agate und dem vergötterten Kind Christine zusammen, hat aber eine Affäre mit der aus Paris nach Stockholm zurückgekehrten Schriftstellerin Fanny.

Auf den Brettern der Spielbühne von Peter Weiss treten viele weitere Figuren

Peter Weiss, *die Situation*. Roman. Aus dem Schwedischen von Wiebke Ankersen. Mit einem Nachwort der Übersetzerin. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2000.

auf: Viktor, ein jüdischer Emigrant aus Deutschland etwa. Er war in Berlin Chefredaktor einer bedeutenden Zeitung. Seine Familie wurde auf der Flucht erschossen. Oder Paul, der halb gescheiterte Theaterregisseur. Knut, ein verkommener Ingenieur. Und die Schauspielerin. Einige Figuren tauchen für Momente auf, sprechen ihre Rolle und verschwinden wieder im Dunkeln.

Peter Weiss' Roman «Die Situation» ist ein extremes Buch. Wie mit einer Kamera fährt der Autor auf die Dinge zu und rückt sie ruhig, mehrfach vergrössert und minutenlang ins Blickfeld. Mit dieser Technik wird auch das Unscheinbare ins Monumentale ausgedehnt, das Tabuisierte und Verdrängte ins Gigantische stilisiert: der Schmutz, der Ekel, die Sexualität. Zum Beispiel die erotische Szene zwischen Agate und Leo: Abbild einer Beziehung, die von der Liebe längst in Hass und Abscheu übergekippt ist:

«Nackt stand sie vor ihm, die Arme dicht an die Seiten gedrückt, dünnes, kellerbraunes Haar um das Geschlecht, stark hervortretende blaue Adern verzweigt auf den Schenkeln. Er strich mit der Hand ihren sehnigen Beinen, ihren Rückenwirbeln entlang, wieder hinauf über die schlaksigen Arme. Er nahm ihren Turban ab. Ihre vollständige Nacktheit, das Ausgelieferte, Wehrlose in ihrer Haltung erfüllte ihn mit einem seltsamen Verlangen. Ihr Kopf mit dem schütteren, farblosen Haar glich einem Totenkopf.»

Peter Weiss beobachtet körperliche Vorgänge mit einer gleichzeitig ungezügelten Neugierde, gnadenlos registrierendem Auge und einer ungebändigten Besessenheit. Dem Sog, den dieses Erzählverfahren auslöst, kann man sich schwer entziehen. Den Widerstand, den die mehrfach ineinander gespiegelten Bilder, die hart ineinander geschnittenen Sequenzen bieten, kann man aber ebenso schwer überwinden. Und so bleibt dieser Roman aus dem Nachlass angetriebenes Strandgut aus den fünfziger Jahren: ein irritierendes, durch seine Fremdartigkeit gleichzeitig verführendes, durch seine harte Schale aber doch wieder versiegeltes und letztlich abweisendes Objekt. ♦

Anton Krätili, geboren 1922, studierte und promovierte in Germanistik und Geschichte an der Universität Zürich, war Feuilletonredaktor in Winterthur und von 1965 bis 1993 Kulturredaktor der «Schweizer Monatshefte».

LEIDERBRÜDER, FEST UND INNIG VERWOBEN

Arnims und Brentanos Freundschaftsbriefe

«Des Knaben Wunderhorn» heisst die berühmte Liedersammlung, die Achim von Arnim und Clemens Brentano zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gemeinsam herausgegeben haben. Sie begründeten damit – jenseits poetologischer Theorien und literarischer Auseinandersetzungen gegnerischer Lager – einen Romantikbegriff, der sich mit dem Volkslied verbindet. Nur waren es in Wahrheit gar keine Volkslieder, sondern nach eigenem Gutdünken bearbeitete alte Texte. Die künstliche Patina, mit der sie Überliefertes überzogen, hat mit Restauration oder gar mit philologischer Treue nichts zu tun. Sie «romantisierten» ihre Lieder, prägten damit den Stil der Epoche und fanden mit ihrem Sammelwerk auch den Beifall Goethes, der das «Wunderhorn» in einer lobenden Rezension begrüsste.

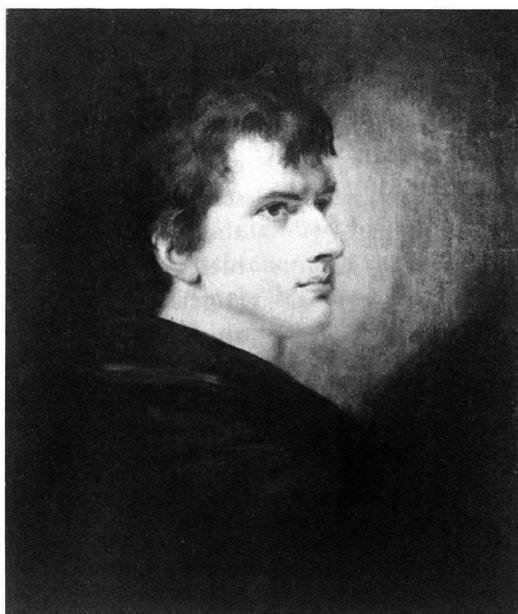
Seit dem Erscheinen der historisch-kritischen Ausgabe der Werke von Clemens Brentano kann man im genauen editorischen Kommentar überprüfen, wie weit diese kunstvollen Veränderungen gehen, wie unbekümmert die beiden jungen Freunde ihrer eigenen Sangenlust nachgaben, wenn sie vom Jäger im grünen Hut oder vom heimwehkranken Soldaten «Zu Strassburg auf der Schanz» sangen. Was jedoch bisher noch nicht in vollem Umfang greifbar war, ist der Briefwechsel der beiden Romantiker. Der geht weit über das «Wunderhorn»-Projekt hinaus, enthält zahlreiche Verse, Romanzen, Entwürfe, auch Parodien fremder Ge-

dichte, ist eine Fundgrube nicht nur für Germanisten, die sich dem Spezialgebiet Romantik zugewandt haben, sondern auch ein Lesevergnügen für Leser, die dokumentarische Texte lieben. In zwei Bänden sind nun ihre schwärmerischen, witzigen, klatschsüchtigen und innigen «Freundschaftsbriefe» von 1801 bis 1829 zu haben, in einer Ausgabe, die schon rein äusserlich die Festlichkeit des Anlasses sichtbar macht. Clemens Brentanos Briefe sind in roter, diejenigen von Achim von Arnim in dunkelblauer Farbe gedruckt, die weissen Buchdeckel zeigen Faksimiles der Handschriften, Ausstattung und Typographie lassen wirklich keine Wünsche offen. Hartwig Schultz, Leiter der Brentano-Arbeitsstelle im Freien Hochstift, legt – unter Mitarbeit von Holger Schwinn – eine «vollständige kritische Edition» vor, wie der Untertitel mit vollem Recht versichert. Die Erläuterungen und der Stellenkommentar am Schluss des zweiten Bandes sind umfangreich und doch nicht überladen. «Die andere Bibliothek», die diesem bedeutenden Vorhaben Aufnahme gewährt hat, bewegt sich damit vielleicht auf eher ungewohnten Wegen. Ein Ruhmesblatt für Herausgeber und Verlag sind die zwei Bände auf jeden Fall¹.

Muster für die deutsche Lyrik

Wenn im Blick auf den Briefwechsel Brentano – Arnim auf denjenigen zwischen

Achim von Arnim,
1781–1831



¹ Achim von Arnim und Clemens Brentano, Freundschaftsbriefe I und II. Vollständige kritische Edition von Hartwig Schultz, unter Mitarbeit von Holger Schwinn. Die andere Bibliothek, Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 1998.

Goethe und Schiller angespielt wird, hat das allerdings nur insofern Sinn, als da die Unterschiede und Gegensätze sofort ins Auge springen. Nicht der jugendliche Feuergeist und der etablierte Olympier korrespondieren da miteinander, sondern zwei romantische Studenten, die sich 1781 während eines Sommersemesters in Göttingen begegneten und sofort von der Gleichartigkeit ihrer poetischen Träume überzeugt waren. Und nicht theoretische Auseinandersetzungen oder literaturpolitische Unternehmungen lieferten ihnen den Stoff, sondern ihr Lebensgefühl, ihre Freundschaften, ihre Erlebnisse. Es band sie aneinander, was beiden als eine neue, romantische Poesie vorschwebte. Lange Zeit trugen sie sich mit dem Plan, eine Sammlung mit dem Titel «Lieder der Liederbrüder» herauszugeben, zu der beide ihre lyrischen Werke beitragen sollten, eigene Texte, aber «fest und innig» ineinander verwoben. Der Plan ist nicht ausgeführt worden; aber im «Wunderhorn» haben sie ihn insofern verwirklicht, als sie in den Liedern, die sie aus alten Sammlungen zusammentrugen, durch Veränderungen und Zusätze eben doch ihre eigene Melodie und Tonart erklingen liessen, in denen sie, wie Brentano einmal schreibt, «die gegenwärtigen Bedingungen des Volksliedes», das heisst aber nichts anderes als die Vorstellungen, die sie sich selbst davon machten, verwirklichten. Wie sehr sie damit Erfolg hatten, beweist der Umstand, dass dieser «Wunderhornton» zum Muster für die deutsche Lyrik werden konnte und mehr noch zu dem, was bis heute als typisch für das deutsche Volkslied empfunden wird.

Zwischen Eifersucht und seliger Freundschaft

Allein, nicht nur Literatur und Kunst, nicht nur Zeitgeist und Nachricht oder Gerüchte über Bekannte füllen die umfangreichen Briefe. Es spiegelt sich in ihnen auch das Lebensschicksal der zwei Liederbrüder, das sie allmählich doch ihrer eigenen Wege führte. Clemens Brentanos Schwester Bettine, die mit ihrem Dichterbruder manche Anlage gemeinsam hatte, ist 1811 Achim von Arnims Frau geworden, Gutsherrin auf dem Arnimschen Gute Wiepersdorf. Clemens spricht in den frü-

Clemens Brentano,
1778-1842



Was die
beiden sich
zu sagen
hatten, ist
geformte
Sprache, ist
Stil, ist
Handschrift.

hen Briefen an den Freund in schwärmerischen Tönen von ihr, legt sie ihm sozusagen ans Herz. Aber nach der Heirat der beiden, die in aller Verschwiegenheit in Berlin vollzogen und vor Clemens bis zuletzt geheimgehalten war, leidet er an einer Art von Eifersucht. Die Verstimmung klingt lange nicht ab. Solange gemeinsame Projekte, eine geträumte poetische Existenz in seliger Freundschaft seine Tage erfüllen, ist er glücklich. Aber schon da zeigt sich deutlich die Gefahr der Leere, der Unstetigkeit und des Selbstzweifels, die sich in einer bedingungslosen Hingabe an den Freund ausdrückt. Die Stellen sind zahlreich, die man zum Beleg dafür anführen könnte. «Sieh, du magst dich anstellen, wie du willst, so bleibe ich an dir hängen», schreibt er zum Beispiel um Weihnachten 1802, «und lieber will ich mir die Augen blenden, als dich hässlich sehen, lieber alle Kritik verfluchen, als dich je tadlen». Er will sich zu Arnim «gesellen wie dein Diener», der das Seinige nur das Deinige nennt. Er sieht in ihm den «einzigen Menschen», den er bedingungslos lieben kann, und eben das fordert er zurück. Man muss ihn, Clemens, lieben, «wie sich ein bigottfrommes katholisches Mädchen bewusstlos zu seinem Gotte verhält».

Ähnliche, wenn auch nicht so masslose Formulierungen finden sich schon in den Briefen an den Frankfurter Jugendfreund Heinrich Remigius Sauerländer. Aber der war ein Buchhändler und – wie sich zeigen

sollte – alsbald ein erfolgreicher Unternehmer, besonnen und zielgerichtet. In der freundschaftlichen Verbindung mit *Arnim* glaubt *Brentano* sich endgültig geborgen, weil er in ihm seine Ergänzung, ja sich selbst wiederfindet, den romantischen Poeten und Sänger. Und hat nicht *Achim von Arnim* in einem seiner Briefe an den Freund den Satz geschrieben: «*Du bist mein literarischer Mund?*»

Dennoch muss man annehmen, die Freundschaft habe sich allmählich abgekühlt, die Distanz zwischen den Liederbrüdern sei im Laufe der späteren Jahre grösser geworden. Das zeigt sich schon an den höchst unterschiedlich verlaufenden Lebenskurven. Während *Brentano* in seine chaotische Ehe mit *Auguste Bussmann* stürzte und nach wenigen Monaten die Flucht ergriff, sich versteckte und jahrelang ruderlos auf dem Ozean des Lebens dahintrieb, bis er endlich in frommer Zurückgezogenheit als Chronist einer stigmatisierten Nonne zur Ruhe kam, stand *Achim von Arnim* alsbald einer kinderreichen Familie vor, trug Verantwortung für die Verwaltung des Familiengutes Wiersdorf und scheint sich immer weiter von den Schwärmereien seiner Jugend zu entfernen, so dass sich auch *Bettine*, seine Frau und die Mutter seiner Kinder, ihm entfremdet². Auch in diesen vorgerückten Jahren gibt es noch gemeinsame literarische Projekte mit dem Schwager, zum Beispiel die Herausgabe eines fiktiven Briefwechsels zwischen einem Theaterdirektor und einem genialen Dichter, eine satirische Darstellung des zeitgenössischen Theaters. Teile davon sind in der Zeitschrift «*Wünschelruthe*» 1818 erschienen. Der Ton der Briefe bleibt freundschaftlich

und herzlich, die Anreden wechseln zwischen «*lieber Clemens*» und «*geliebter und getreuer Bruder*». Aber schon 1811, als *Brentano* den Wunsch äussert, sein Leben in Hausgemeinschaft mit dem jungen Paar zu verbringen, erhält er eine höfliche Absage. Es bleibt indessen dabei, dass *Achim von Arnim* und *Friedrich Karl von Savigny*, der andere Schwager, für *Clemens Brentano* ruhende Pole, Anlaufstellen in Nöten und Turbulenzen seines unsteten Lebens sind.

In einer Zeit, in der persönliche Briefe kaum noch gewechselt werden oder sich dann auf knappe sachliche Mitteilungen beschränken, wenn nicht nur noch per Internet, E-Mail und Handy «*kommuniziert*» wird, ist dieser Briefwechsel das schriftliche Denkmal einer grossen Epoche. Nicht nur das Medium hat sich verändert. Vor zweihundert Jahren brauchte ein Brief von Frankfurt nach Genf oder Paris immerhin noch Tage; heute ist die Gleichzeitigkeit der Information über entfernteste Räume eine Selbstverständlichkeit. Man kann mit seinem Partner sprechen, auf seine Fragen antworten und spontan reagieren. Im Blick auf den Briefwechsel zwischen den Freunden *Arnim* und *Brentano* wird uns jedoch bewusst, dass die Entwicklung der Kommunikationstechnik mit einer Rückbildung und wahrscheinlich auch mit einer Verkümmерung der Inhalte, der gegenseitigen Teilnahme, der innigen Zuwendung und nicht zuletzt der benutzten Sprache erkauft worden sind. Was die beiden Freunde sich zu sagen hatten, was sie dachten und empfanden, ist geformte Sprache, ist Stil, ist Handschrift, und man wird ja wohl nicht behaupten wollen, es fehle diesen Dokumenten an Spontaneität. ♦

² Vgl. hierzu auch *Bettina von Arnim, Ist Dir bange vor meiner Liebe?, Briefe an Philipp Hössli, nebst dessen Gegenbriefen und Tagebuchnotizen*. Herausgegeben von Kurt Wanner, Insel Verlag, Frankfurt am Main 1996.

Hinzuweisen ist auf den in diesem Jahr erschienenen Nachdruck von *Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder*. Gesammelt von Achim von Arnim und Clemens Brentano. Nachdruck der Ausgabe von 1923. Insel Verlag, Frankfurt/Main 2000.

Mitteilung an unsere Abonnenten

Die allgemeine Kostenentwicklung macht es leider unumgänglich, den Abonnementspreis der «*Schweizer Monatshefte*» zu erhöhen. Das Jahresabonnement kostet ab Januar 2001 Fr. 110.–, (Studenten und Auszubildende Fr. 55.–); Auslandabonnement zuzüglich Fr. 21.– Portokosten; Einzelnnummer Fr. 11.–.